

NINA NEMESIA

The book cover features a central illustration of a hooded figure in a dark cloak standing in a misty, blue-toned landscape. The figure is framed by a large, ornate archway made of dark, thorny branches and blue flowers. A crescent moon is visible in the sky above the figure. The overall color palette is dominated by deep blues and purples, with golden highlights. A large, stylized golden letter 'S' is positioned behind the title text. At the bottom, a sword with a golden hilt and a rainbow flag is visible.

UNSTERBLICH
VERDAMMT

 WELTENBAUM VERLAG

NINA NEMESIA



WELTENBAUM VERLAG

WELTENBAUM VERLAG
Vollständige Taschenbuchausgabe
05/2026 1. Auflage

Unsterblich verdammt

© Nina Nemesia
© by Weltenbaum Verlag
Egerten Str. 42
79400 Kandern

Umschlaggestaltung: © 2025 by Magicalcover
Lektorat: Christiane Osterlänger
Korrektur: Hannelore Ebers
Buchsatz: Giusy Amé
Autorenfoto: Privat

ISBN 978-3-69067-050-0

www.weltenbaumverlag.com

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Sensible Inhalte

Dieser Roman behandelt Themen, die bei manchen Menschen ungewollte Reaktionen hervorrufen können. Daher findet ihr hier eine Liste mit sensiblen Inhalten.

Suizid, Suizidgedanken, Mord, Folter, selbstverletzendes Verhalten, Kindesmisshandlung (psychischer und physischer Art), Fehlgeburt (Nebencharakter), Tod eines Kindes, Trauma.

NINA NEMESIA

UNSTERBLICH
VERDAMMT

Dark-Fantasy-Romance

Prolog

Er hatte noch nie einen See wie diesen gesehen.

Seine Oberfläche schimmerte in einem tiefen Azurblau und war so spiegelglatt, dass sich der Urwald, der das Gewässer umschloss, gestochen scharf darin abbildete. Wie Gerippe wanden sich knorrige Baumstämme aus der Erde und begrenzten das von milchigem Dunst überzogene Ufer. Hier und dort rissen die Schwaden auf und gaben den Blick auf die Kronen urzeitlicher Eichen frei, deren kahle Äste nach den Nebelschleiern zu greifen schienen wie Monsterklauen nach den Seelen der Verstorbenen.

Der junge Römer stand mit den Füßen im Wasser, das Schlamm und kleine Steine in seine Sandalen schwemmte. Wie Schilf und Laub ihn zwischen den Zehen stachen, nahm er kaum wahr. Er schenkte lediglich den Kreisen Aufmerksamkeit, die sich über die Oberfläche zogen, wenn Tropfen vom nassen Saum seiner Tunika in das Gewässer fielen.

Es war kalt. Kalt wie der Stahl seines Schwertes, an dem das Blut Hunderter haftete.

Er blickte auf seine Hände hinab. Sie waren schmal und feingliedrig, ließen sich nicht anmerken, zu welchen Grausamkeiten sie imstande waren. Sie gehörten einem Mörder, der nur durch den Tod aufgehalten werden konnte. Lebend würde er sich dem Ruf der Dunkelheit niemals entziehen können, dafür war das Verlangen zu stark, die Wut und der Hass zu groß. Glühend heiß wüteten sie in seinem Inneren, lenkten jede seiner Taten und bestimmten seine Gedanken, bis er wahnsinnig wurde. Bilder von blutüberströmten Leichen fluteten sein Gedächtnis und bohrten sich tief in sein Herz, wo sie in Form von Schuld und Reue pulsierten.

Er atmete tief durch. In wenigen Minuten würde es vorbei sein. Nie wieder würden ihn diese Gefühle quälen, nie wieder würde er anderen Leid zufügen, Tod und Elend über die Menschen bringen. Die Welt würde ein besserer Ort werden.

Bisher hatte er es gemieden, sein Spiegelbild im See zu betrachten, aber er überwand sich und blickte in ein blasses, entstelltes Gesicht mit bernsteinfarbenen Augen. Sie hätten schön sein können, wären sie gleich groß gewesen. Er wusste nicht, was er schlimmer fand – seine Augen oder seine

Oberlippe, die in der Mitte bis hinauf zur Nase gespalten war und ihm ein dümmliches Aussehen verlieh.

Rasch hob er den Kopf, um diesen Anblick nicht länger ertragen zu müssen. Tränen brannten unter seinen Lidern, und er bemühte sich gar nicht erst, sie zurückzuhalten. Diesen Versuch hatte er schon lange aufgegeben.

Plötzlich lichtete sich der Nebel, sodass er das andere Ufer erkennen konnte. Er musste ein paar Mal blinzeln, um sicherzugehen, dass ihn seine Augen nicht trogen. Nein, er sah richtig. Dort saß ein junger Mann, der eine Hand durch den See gleiten ließ, während ein paar Strähnen seines Haares in das Wasser hingen. Schwarz und glatt ergoss es sich bis zu seiner Taille. Das spärliche Licht, das die Oberfläche reflektierte, tanzte über das blasse, totenschädelartige Antlitz und ließ die hohen Wangenknochen deutlich hervorstechen. Gebannt beobachtete er diese gruselig schöne Erscheinung, verfolgte jede ihrer Bewegungen. Schließlich hob der Mann den Kopf und sah ihn aus großen bernsteinfarbenen Augen direkt an. Ein Kribbeln durchlief den Römer, als der andere langsam die Hand nach ihm ausstreckte. Abermals versank er in der Betrachtung dieses Gesichtes, das ihm entgegen allem Anschein nicht fremd war.

Es war eine Illusion, ein optimiertes Abbild seiner selbst, sein Herzenswunsch. Die Sirenen, die in diesem Gewässer hausten, benutzten sie, um ihn ins Wasser zu locken. Auf diese Weise zogen sie ihre Beute an. Eine raffinierte Jagdmethode.

Er wusste das, und es war ihm nur allzu recht. Deshalb zögerte er nicht, tiefer in das Wasser zu waten, bis er den Grund nicht mehr spürte und zu schwimmen gezwungen war. Augenblicklich sogon sich seine Kleider voll, hingen schwer von seinem dünnen Leib herab und drohten, ihn in die Tiefe zu reißen.

Dennoch überkam ihn eine seltsame Ruhe, während sich die Oberfläche des Sees vor ihm teilte und sanfte Wellen warf. Es erschien ihm grotesk, schließlich würden ihn die Sirenen jeden Augenblick in Stücke reißen. Würden sie die Gnade besitzen, ihn zu töten, bevor sie ihn verschlangen? Er hoffte es, wemgleich nichts schlimmer sein konnte, als weiterleben zu müssen. Vielleicht würde er sogar all die geliebten Menschen wiedersehen, die er verloren hatte. Ein Lächeln, so unangebracht es ihm in dieser Situation erschien, breitete sich auf seinen Lippen aus, und er konzentrierte sich wieder auf die Illusion des Mannes am anderen Ufer. Er ließ sich von ihr antreiben, selbst als seine Arme

zu schmerzen begannen und ihm den Dienst zu versagen drohten. Nein, er würde es schaffen, sie Wirklichkeit werden lassen. Er musste sie nur berühren, dann würde das Abbild mit ihm verschmelzen. Wenigstens ein einziges Mal in seinem Leben wollte er schön sein, die Quelle seines Leides auslöschen und sei es nur für einen Herzschlag lang, bevor der Tod ihn in Empfang nehmen würde.

Es fehlte nicht mehr viel, bis er sie erreichte, doch auf einmal begann das Wasser zu schäumen wie in einem Kessel. Der Nebel wurde wieder dichter, ballte sich über der Oberfläche zusammen und wirbelte gegen das Ufer. Er hüllte alles in eine weiße Suppe, die jedes Geräusch verschluckte und der Umgebung jegliche Kontur nahm.

Der Römer bündelte seine letzten Kräfte und schwamm schneller. Verzweifelt streckte er die Hand nach dem Mann aus und streifte eine Haarsträhne. Ein scharfer Schmerz schoss durch seinen Fuß, der nur von spitzen Zähnen herrühren konnte, die sich tief in sein Fleisch gruben. Etwas zog ruckartig und kräftig an seinem Knöchel. Er kämpfte nicht dagegen an. Er war bereit.

Das Wasser schlug über seinem Kopf zusammen und er wurde in die unendliche, schwarze Tiefe gezogen, aus der es kein Entrinnen gab.

Kapitel 1

Northumbria, 1070

Lucius liebte den Sichelmond.

Er liebte die Form, so unvollendet, so fernab jeder Perfektion und doch so schön, so hell und strahlend, umgeben von Abermillionen Sternen. Wie kleine Edelsteine sprenkelten sie das Firmament.

Er kniete auf dem Boden unter dem Himmelszelt und nahm von seiner Umgebung nichts anderes wahr, starrte nur mit ausgebreiteten Armen auf den Mond und gab sich dem Gefühl von Schwerelosigkeit hin, das ihn aus der realen Welt forttrug. Es war, als wäre er von einer durchsichtigen Hülle umgeben, die alle Geräusche aussperrte. Hier gab es nur ihn und diese vollkommen unvollkommene Sichel.

Für einen Moment löste er sich von ihr, um seine Waffen zu bewundern, die ausgebreitet vor ihm lagen: seine Wurfmesser, sein Dolch und sein Schwert. Allesamt in dieser wunderbaren Form geschmiedet. Er hatte sie sorgsam nebeneinandergelegt und erfreute sich am Schein des Mondes, der sich in den blank polierten Klingen widerspiegelte. Lucius schloss die Augen, griff nach dem ersten Messer und hielt es mit beiden Händen gen Himmel. Sofort fuhr eine ungeheure Kraft in das Metall und strahlte in seine Arme aus, als hätte ein Blitz eingeschlagen. Kurzzeitig wurde der Griff heiß, begann zu glühen und verbrannte Lucius' Haut. Es währte nur einen Lidschlag lang – jedenfalls für ihn. Jeder andere würde sich die Finger versengen.

Sorgsam legte er die Klinge zurück, die nun mit übernatürlichen Kräften aufgeladen war. Diese bewirkten, dass seine Waffen wie von Zauberhand zu ihm zurückkamen, wenn er sie warf oder verlor, und niemand außer ihm selbst konnte sie berühren. Sie wurden außerdem schneller und schärfer. Er wiederholte das Ritual mit den anderen Messern, so wie er es jeden Monat tat, wenn die zweite Mondphase den Himmel beherrschte. Zum Schluss war sein Schwert an der Reihe. Er nahm es in die Hand und vor seinem geistigen Auge blitzte etwas auf – keine unscharfe Erinnerung, sondern ein klares Bild. Es sah so echt aus, dass er den Eindruck gewann, er befände sich an dem dargestellten Ort.

Eine streng verschleierte Frau im Habit einer Nonne und mit ungewöhnlich hellblauen Augen stand vor einem Altar. Vor ihr lag eine Bibel, die das Bild der Schlange zeigte, die Eva zur Sünde verführte, daneben eine kleine Skulptur der Muttergottes. Der Geruch von Weihrauch strömte ihm entgegen und er konnte das leise Zischen der Kerzen in der stockfinsternen Kirche ebenso hören wie die lateinischen Worte der Frau. Sie sprach mit nach oben gerichtetem Blick und volltönender Stimme, als wolle sie sich bei Gott höchstselbst Gehör verschaffen.

»Eva beschwor ihre inneren Dämonen herauf, indem sie vom Baum der Erkenntnis aß, verführt von der listigen Schlange. Der Zorn Gottes traf sie unbarmherzig und so verfluchte er sie auf immerdar. Doch bevor wir sie als Abtrünnige verurteilen, sollten wir hinterfragen, warum sie diese Tat beging. Schwestern, Eva aß nicht, weil sie den Herrn verärgern wollte, nein, sie aß aus Liebe zum Wissen und zur Weisheit!«

Mit einem Mal richtete sie ihre stechenden Augen nach vorn und es schien, als sähe sie ihn an. Ihre Mimik gefror zu Eis, ihre Arme sanken herab und ihre Lippen öffneten sich in einem Ausdruck des Entsetzens.

Lucius erhaschte einen Blick auf die lateinische Inschrift, die in den Altar gemeißelt war: *»Selbst die Finsternis ist nicht finster in deiner Gegenwart und die Nacht leuchtet wie der Tag; Finsternis ist wie das Licht.«*

Schlagartig erwachte er aus seiner Trance und schnappte nach Luft. Ihm schwindelte und sein Kopf dröhnte, als wäre er betrunken. Während seines Rituals suchten ihn oftmals Visionen heim, die ihm zumeist geliebte, verstorbene Menschen schickten, um ihm etwas mitzuteilen. Das hier war anders gewesen. Er kannte die Frau nicht. Dennoch hatte er solche Visionen früher schon gehabt, als ...

Er wagte kaum, den Gedanken zuzulassen, so sehr fürchtete er sich davor, sich zu irren. Angestrengt suchte er nach einer anderen Erklärung, doch es konnte nur eine geben.

Er war von einer Zauberin beschworen worden – eine Kontaktaufnahme zwischen Magierin und Dämon. Dabei trafen sie sich auf geistiger Ebene und konnten auf diese Weise über weite Entfernungen kommunizieren. Aber wie war das möglich, wenn mittlerweile alle magiebegabten Frauen ausgerottet waren? Er wusste nur eines: Sofern ihn seine Augen nicht getrogen hatten, könnte diese Frau der Schlüssel zu seinem größten Wunsch sein.

Mehrere Herzschläge lang starrte er auf seine Hände. Sie zitterten kaum merklich. Zwar spürte er, dass es kalt war, aber er fror nicht. Seinem untoten Körper konnten die Widrigkeiten des Wetters nichts anhaben. Trotzdem war ihm klar, warum er so reagierte. Eine Zauberin ...

Er atmete tief durch, ballte die Hände zu Fäusten, schloss die Augen, um sich zu sammeln, und öffnete sie wieder. Am Horizont kündigte ein erster blassgelber Streifen den Morgen an. Nebelschwaden begleiteten den Sonnenaufgang wie geisterhafte Vorboten, krochen durch die Täler und ließen nur den Hügel frei, auf dessen Spitze Lucius noch immer im Gras kniete. Er wartete, bis seine Kopfschmerzen abgeklungen waren und zwang sich, die Gedanken an die Nonne zu vertreiben. Erst hatte er einen Auftrag zu erfüllen. Mühevoll konzentrierte er sich auf seine Umgebung. Es brachte ihm keine Erleichterung, denn er hasste den Frühling.

Er hasste jede Blume, die tapfer aus den Schneeflecken hervorspross, jedes junge Blatt, jeden Sonnenstrahl.

Er hasste den Geruch, diesen lieblichen Duft, der ihm unangenehm in der Nase biss.

Er hasste die Geräusche, den Gesang der Vögel, das Plätschern von aufgetauten Bächen und all die anderen Töne, die Leben, Liebe und Leichtigkeit verhiessen. Dabei verabscheute er es nicht grundsätzlich, nur, wenn es kontrastlos blieb.

Und es widerte ihn an, dass er so dachte, aber er konnte nichts dagegen tun. Das war sein Instinkt, sein natürlicher Impuls.

Zum Glück würde er gleich die Möglichkeit erhalten, das langweilig harmonische Kunstwerk, das sich ihm darbot, zu durchbrechen. Ein Rascheln vermeldete ihm, dass sich seine Männer näherten. Am Vorabend hatte er ihnen befohlen, bei Sonnenaufgang auf dem Hügel zu erscheinen.

Das Prickeln der Vorfreude vertrieb den Gedanken an seine Vision endgültig und überzog seine Haut, als er seinen Blick auf das kleine Dorf unter sich lenkte. Es kauerte am Fuße des Hügels, umgeben von einem weitläufigen Laubwald.

Lucius konzentrierte sich und lauschte, bis er selbst von hier oben die Geräusche innerhalb des Ortes wahrnehmen konnte. Die Menschen standen gerade auf, um ihrer alltäglichen Arbeit nachzugehen. Trotz der frühen Stunde hörte er auch hier das pulsierende Leben, das auf die Monotonie des langen

Winters folgte. In seinen Ohren wummerte dumpf der Herzschlag von zweiundfünfzig Seelen.

Sanft ließ er seine Hände über die Krokusse gleiten, von denen er umgeben war. Sie waren zu einem ungewöhnlichen Anblick im ansonsten vollkommen zerstörten Northumbria geworden.

Er pflückte einen von ihnen und lächelte. So war es viel besser. Solange eine Pflanze in der Erde verwurzelt war, lebte sie. Wenn er sie abbriss, starb sie, jedoch ohne etwas von ihrer Schönheit einzubüßen – vorerst. Er fuhr damit fort, bis er einen Strauß aus insgesamt zweiundfünfzig Krokussen in der Hand hielt. Wie leicht es war, sie zu töten. Wäre er doch nur ebenso mühelos umzubringen. Er unterdrückte ein Seufzen und steckte das Bündel in seinen Schwertgürtel, wo es in seiner Zartheit einen auffälligen Kontrast zu seinem groben Kettenhemd bildete. Zum Schluss stülpte er sich seine Panzerhandschuhe über und erhob sich.

»Monseigneur?«, ertönte eine zögerliche Stimme hinter ihm.

Lucius drehte sich um, legte dem jungen Ritter eine Hand auf die Schulter und deutete auf das Dorf. »Siehst du das, Julien? Dieser wundersame Sonnenaufgang und die vielfältigen Nuancen, in denen der Himmel leuchtet. Das Dorf, sanft umspielt von den zarten Schleiern des Morgennebels. Sieht das nicht aus wie ein Gemälde?«

Der Junge nickte vorsichtig. »Ja, Monseigneur.«

»Ein schönes Gemälde, nicht wahr? Aber eine Farbe fehlt.«

Er durchbohrte Julien mit seinem Blick und raunte bedrohlich: »Ein Tupfer Blutrot.«

Der Ritter verzog das Gesicht, auch wenn er nicht überrascht wirkte. Wie alle seine Leute wusste Julien, was Lucius war und dieses Dorf war nicht das erste, das ihnen zum Opfer fallen würde. Lachend klopfte er seinem Gefolgsmann auf die Schulter und schwang sich in den Sattel seiner Rappstute Luscina, wobei er darauf achtete, seinen Umhang möglichst dramatisch über die Kruppe des Pferdes zu werfen.

Gleich würde er sein bereits vor Monaten begonnenes Werk fortsetzen. Sein Herz schlug vor freudiger Erwartung schneller, wenn er an die Energie dachte, die ihn durchströmen würde. Sie würde das unerträgliche Brennen lindern, das ihn glauben ließ, durch seine Adern fließe Lava statt Blut. Das Beste daran war, dass er die offizielle Erlaubnis hatte, die Bewohner abzuschlachten. Die Menschen aus Northumbria hatten gegen den König rebelliert. Nun wütete im

ganzen Norden Englands das Fegefeuer und er war der Gehilfe des Teufels. Oder gar der Satan selbst?

Ein diabolisches Grinsen stahl sich auf seine Lippen, während er sein Schwert mit der sichelförmigen Klinge zog.

Er winkte seine Männer zu sich, bevor er Luscinia die Hacken in die Flanken schlug und den Hang hinabpreschte. Der Wind peitschte ihm ins Gesicht und brachte sein langes schwarzes Haar zum Flattern. Am Rasseln der Kettenhemden und Schnauben der Pferde erkannte er, dass die Ritter ihm folgten. Kurz vor der verfallenen Kirche zügelte er seine Rappstute und sprang aus dem Sattel. Auf seinen Wink hin schwärmten seine Schlächter in alle Richtungen aus, um ihr höllisches Werk zu verrichten.

Mit ein paar langen, zackigen Schritten hielt er auf das nächstbeste Haus zu, trat die Tür ein und stürmte ins Innere. Eine ältere Frau schrie erschrocken auf, eine mit dunklem Haar und dreckiger Schürze gab einen überraschten Laut von sich. Auf dem Boden saßen zwei junge Mädchen mit langen blonden Zöpfen und zerknitterten Nachthemden. Lucius' Augen mussten sich nicht erst an das fahle Licht im Inneren gewöhnen, er sah alles hell und gestochen scharf. Die ältere Frau versperrte ihm den Weg.

»Kann ich Euch behilflich sein, Mylord?« Sie sprach höflich, aber ihre Stimme bebte.

Er musterte sie von oben bis unten. Sie konnte noch keine vierzig sein. Trotzdem war ihr Haar vollständig ergraut, ihr fehlten zwei Zähne und sie ging gebeugt, wie es nur von schwerer körperlicher Arbeit herrührte.

Lucius schlich einmal um die Bäuerin herum, wie eine Schlange, die einen immer enger werdenden Kreis um ihre Beute zog, blieb hinter ihr stehen und beugte sich zu ihr herab.

»In der Tat, gute Frau, das kannst du. Ich habe heute noch kein Frühstück zu mir genommen«, zischte er in ihr Ohr.

Die Frau zitterte am ganzen Körper. Ihre Angst strömte auf ihn ein wie der Dampf eines köstlichen Mahls und er sog jede Spur davon in sich auf, so tief er konnte. Sofort breitete sich ein warmes Gefühl in seinen Adern aus, das in jede Faser seines Körpers ausstrahlte und seine Lebensgeister weckte. Er lauschte auf ihr Herz, das wild gegen ihre Brust hämmerte, als wollte es jeden Moment herausspringen. Herrlich.

»Ich ... ich ... kann Euch frisches Brot anbieten, Mylord«, stammelte die Frau. Ihr beißender Schweißgeruch stieg ihm in die Nase und ihr Körper war wie

erstarrt, als hätte der Raureif auch sie umhüllt.

Lucius lächelte. »Wie gütig von dir. Wahrlich, du bist eine gastfreundliche Frau, doch mache dir keine Mühe, sie wäre verschwendet.«

Mit diesen Worten stieß er ihr in einer raschen, mühelosen Bewegung sein Schwert zwischen die Rippen. Gurgelnde Laute drangen aus ihrem Mund und das Pochen ihres letzten Herzschlages tönte in seinen Ohren wider, klang melodisch und langsam aus. In diesem flüchtigen Augenblick, der sich der Wahrnehmung eines jeden Menschen entzogen hätte, brandete ihre Todesangst gegen ihn wie Wellen gegen Klippen. Es war das mächtigste Gefühl, das existierte und es belebte ihn wie kein anderes. Mit Genuss nahm er es in sich auf, labte sich an der Lebensenergie, die wie ein reißender Fluss durch ihn rauschte und ihn glauben ließ, die mächtigste und unbesiegbare Kreatur auf Erden zu sein.

Die jungen Mädchen schrien auf, als die Leiche langsam von seiner Klinge zu Boden glitt und dumpf auf dem Untergrund aufschlug. Er wandte sich zu der dunkelhaarigen Frau um, grinste sie kaltblütig an und tötete auch sie. Bei den zwei Mädchen, die sich eng umschlungen gegen die Wand pressten, hielt er inne. Ihren feinen Gesichtern nach zu urteilen, konnte die ältere der beiden höchstens dreizehn sein. Er ging an ihnen vorbei und näherte sich stattdessen den Kühen, die in der Ecke standen. Sie waren unruhig, stampften mit den Beinen und muhten ängstlich. Abermals hob Lucius sein Schwert und tötete die Tiere, auch wenn er ihre Todesangst nicht in sich aufnehmen konnte.

Die Mädchen schluchzten. Lucius beachtete sie nicht. Mittlerweile hatten sich zwei große Blutlachen auf dem Boden gebildet, in denen die Leichen schwammen wie in einem grotesken See. Er griff an seinen Gürtel und zog zwei Blumen aus dem Strauß, den er vorhin gepflückt hatte. Sorgsam platzierte er die Krokusse auf den Wunden seiner Opfer, für jedes einen. Anschließend schloss er ihnen die Augen, wischte ihnen das Blut von den Lippen und faltete ihre Hände unterhalb der Brust. Danach legte er die Frauen im genau gleichen Abstand nebeneinander.

Zufrieden betrachtete er sein Werk. So war es perfekt, auf diese Weise tötete er am liebsten. Diese makabre Mischung aus Elend und Schönheit ... er konnte sich nicht daran sattsehen. Gleichzeitig wünschte er sich, er wäre an der Stelle seiner Opfer. Ihre Seelen waren jetzt frei, während die seine auf ewig in diesem verfluchten Dämonenkörper gefangen sein würde. Er ignorierte den Stich, der ihn durchfuhr und richtete den Blick auf die Klinge in seiner Hand. In dem

schwachen Sonnenstrahl, der durch die halb geöffnete Tür hereinbrach, glänzte das Blut darauf hellrot. Das Heft des Schwertes war rutschig von der Flüssigkeit, sodass es seine Hand besudelte. Sogar die Blumen an seinem Gürtel waren rot gesprenkelt. Mit Mühe löste er sich von diesem Anblick und wischte den Stahl an der Kleidung der Toten ab, bevor er ihn zurück in die Scheide steckte. Langsam schritt er nun auf die Mädchen zu, wobei das Stroh auf dem Boden bei jedem seiner Schritte raschelte. Schreiend sprangen die Unglücklichen auf und stürmten zur Tür, doch Lucius war schneller. Bevor sie den Ausgang erreichten, packte er sie am Kragen ihrer Nachthemden und stieß sie gegen die Wand. Kreischend wanden sich die Mädchen in seinem Griff.

»Bitte, Herr!«, wimmerte die Ältere und sah ihn aus ihren unschuldigen Augen flehend an. Lucius ließ die beiden los und griff nach unten. Offenbar in der Erwartung, er würde sein Schwert für den Todesstoß ziehen, schloss sie die Lider. Aber anstelle seiner Waffe zog er zwei weitere Blumen hervor und steckte ihr eine davon in die verkrampfte Hand, bevor er Selbiges bei ihrer Schwester wiederholte.

»Als Entschuldigung für die Unannehmlichkeiten, *aviculae*«, erklärte er mit seinem schönsten Lächeln, deutete eine Verneigung an und verließ mit wehendem Umhang die Hütte, um auch die anderen Krokusse in seinem Kunstwerk unterzubringen.

Draußen war alles in hellem Aufruhr. Jeder, der sich nicht rechtzeitig in den nahegelegenen Wald retten konnte, fiel den Klingen seiner Männer zum Opfer. Obwohl er die Todesangst der Dorfbewohner nicht in sich aufnehmen konnte, solange er sie nicht selbst verursachte, regte das Treiben seinen Appetit an. In dem unbeschreiblichen Gefühl absoluter Übermacht legte er den Kopf in den Nacken, um sich vorzustellen, wie er selbst das Universum eroberte. Doch statt den himmlischen Heerscharen, die er sich ausmalte, sah er über sich die verlassene Mondsichel. Da dachte er wieder daran. Die Vision. Die Nonne. Mit einem Mal erschien ihm die Eroberung des Universums unbedeutend im Vergleich zu dem, was diese Frau bewerkstelligen konnte.

Und je leiser die Schreie der Überfallenen wurden, desto mehr klang sein Hochgefühl ab. Es floss aus ihm heraus wie das Blut all jener, die er ermordet hatte. Was blieb, war nichts als Leere. Er war nicht mehr der mächtige Eroberer, nur ein Mörder. Wieder durchzuckte ihn ein Stich und dieses Mal unterdrückte er ihn nicht. Jeden konnte er töten. Jeden. Nur sich selbst nicht.

Seine Hand krampfte sich um das Heft seines Schwertes, bis sie schmerzte. Oh, wie gern hätte er sich die Klinge ins Herz gerammt! Lucius zwang sich, seinen Griff zu lockern und atmete tief durch. Eine Hoffnung gab es. Er musste diese Zauberin suchen und finden, denn nur sie konnte sein größtes Problem lösen: seine Unsterblichkeit.

Kapitel 2

»Nun? Hast du vielleicht jetzt etwas zu sagen?«

Forschend musterte Lucius den blonden Angelsachsen, den seine Männer in dem Dorf gefangengenommen hatten. Der Mann hing kraftlos im Griff zweier Soldaten. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken und seine Knie schleiften um ein Haar auf dem Boden. Blut tropfte aus seiner Nase. Lucius stand hochoberhobenen Hauptes vor ihm und starrte ihn schon seit mehreren Minuten unablässig an, um ihn zu verunsichern.

»Ich meine, wir können das hier den ganzen Tag fortführen – ich starre dich an, du siehst weg, ich spreche, du schweigst, ich langweile mich, du fürchtest dich, ich lasse dich schlagen, du leidest und so weiter und so weiter. Oder ...« Lucius hob den Zeigefinger, als wäre ihm die beste Idee aller Zeiten in den Sinn gekommen. »... du verrätst mir, was ich wissen will und ich bereite dem hier ein Ende. Ich werde dich schnell und schmerzlos töten, du hast mein Wort. Ich stoße dir einfach eine Klinge ins Herz und beraube dich deiner erbärmlichen Verräterexistenz. Weißt du, nur aufgrund eurer Rebellion sind einige meiner besten Männer gefallen, einer davon ein Junge von kaum zwanzig Jahren. Er hat erst kürzlich meine Wäscherin geheiratet. Nun ist sie Witwe und ertrinkt in Schmerz und Trauer.« Lucius trat direkt vor den Angelsachsen, der schmerzerfüllt keuchte. »Der Junge stand mir nicht nahe, aber ich fühle mich verpflichtet, meine Wäscherin aus dem Meer aus Trübsal zu ziehen. Wie wäre es, wenn ich dafür deine Leiche verwende? Ich könnte ein hübsches Floß aus deinen Knochen bauen.«

Louis, ein älterer Normanne mit Oberarmen wie Schinken und einem Nacken wie ein Stier, lachte laut auf.

»Ich glaube nicht, dass das hier noch lange dauert, Monseigneur. Bald habt Ihr ihn totgeredet.«

Mühsam hob der Gefangene den Kopf und sah ihn aus blutunterlaufenen Augen an. Sein Gesicht war schrecklich zugerichtet - das rechte Auge halb angeschwollen, seine Lippe aufgeplatzt und er blutete aus einer Wunde am Haaransatz. Louis hatte gute Arbeit geleistet.

»Dann sollte ich wohl besser schweigen, noch brauchen wir ihn lebend. Fahre fort, Louis.«

Lucius wandte sich von dem Gefangenen ab, drehte sich um und prüfte sein Spiegelbild in einer Wasserschüssel. Nur einen Augenblick später jaulte der Angelsachse vor Schmerz auf. Sobald er verstummte, drehte sich Lucius wieder um, umkreiste den Gefangenen mehrmals, bevor er hinter ihn trat und ihm ins Ohr fauchte: »Ich versuche es noch ein letztes Mal im Guten. Wem dienst du? Wer steckt hinter dieser Rebellion?«

Der Angelsachse zitterte und wimmerte. Lucius konnte eine ganze Menge an Angst in sich aufsaugen, dennoch blieb der Mann stumm. Verflucht, er ließ sich doch nicht zum Narren halten! Wenn er etwas wollte, dann würde er es bekommen!

»Wem dienst du?«, schrie er.

Sein Opfer brach in Tränen aus.

»Wem?«, brüllte Lucius noch einmal. »Louis!«

»Monseigneur?«

»Nimm deinen Dolch, erhitze ihn im Kohlebecken und ritze das Wort *Verräter* auf seine Brust. Auf Englisch. Nein, warte, auf Latein, das erweckt den Eindruck von Bildung. Wir wollen ja nicht wie Barbaren wirken.«

Louis nickte knapp und leistete dem Befehl Folge. Im Gesicht des Gefangenen zeigte sich das blanke Entsetzen. Als die Klinge heiß genug war, zog Louis sie heraus und schritt gemächlich auf den Angelsachsen zu, packte ihn am Kragen und riss das Obergewand mit einem kräftigen Ruck entzwei. Gleiches tat er mit dem Untergewand, bis der Oberkörper des Mannes entblößt war. Auf seiner überraschend mageren Brust ringelten sich goldblonde Haare, die einen starken Kontrast zu seiner gebräunten Haut bildeten. Die Zähne des Gefangenen klapperten beim Anblick des sich nähernden Messers. Lucius drehte ihm den Rücken zu und betrachtete die Folterinstrumente, die Louis nebeneinander auf den Tisch gelegt hatte. Kurz darauf schrie der Angelsachse wie am Spieß. Er konnte hören, wie die blonden Härchen zischend versengten. Der Geruch von verbranntem Fleisch erfüllte das Zelt. Unwillkürlich gruben sich Lucius' Fingernägel in seine Handflächen und ein Schauer lief ihm über den Rücken. Ihm wäre es lieber, er könnte gleich zum Töten übergehen.

»Bitte, lasst mich zufrieden, ich sage Euch alles, was Ihr wollt!«, schluchzte der Gefolterte.

Lucius drehte sich um und hob die Hand, um Louis Einhalt zu gebieten. »Ich höre.«

Der Angelsachse sah ihn nicht an. »Der Thane of Hillsbridge, Herr.«

Lucius konnte sich eine zufriedene Miene nicht verkneifen. »Na, also, es geht doch. Warum nicht gleich so? Plant er eine großangelegte Rebellion?«

Der Gefangene schien unter Lucius' starrendem Blick immer weiter in sich zusammenzuschrumpfen.

»Ja, aber ich bezweifle, dass er Erfolg haben wird. Northumbria existiert praktisch nicht mehr und ...«

»Woher hat er seine Männer?«

»Ein paar sind seine Housecarls, der Rest Dänen.«

Im vergangenen Jahr waren die Dänen zusammen mit den Schotten und Edgar Ætheling, dem letzten angelsächsischen Thronanwärter, im Norden Englands eingefallen, um den König zu stürzen. Sie besetzten York, wo sie von der hiesigen Bevölkerung als Befreier von William, dem grausamen normannischen Eroberer, gefeiert wurden. Das erzürnte den König so sehr, dass er befahl, in ganz Northumbria die Ernte und das Saatgut zu vernichten, das Vieh zu töten und die Bewohner abzuschlachten. Lucius hatte sich dem bereitwillig angeschlossen, weil es die perfekte Nahrungsquelle für ihn darstellte.

Er bedeutete Louis, den Dolch einzustecken. Mehr brauchte er nicht wissen.

»Brecht die Zelte ab, wir werden noch heute in das Heerlager zurückkehren und dem König Bericht erstatten«, befahl er, ohne den Gefangenen aus den Augen zu lassen.

»Wird gemacht, Monseigneur. Was tun wir mit diesem Haufen Elend da?«

Abfällig wies Louis auf den Angelsachsen. Lucius warf ihm einen vielsagenden Blick zu und zog eines seiner sichelförmigen Messer. »Das erledige ich.«

Energisch schlug Lucius den Zelteingang zurück und polterte hinein. William, Herzog der Normandie und seit vier Jahren König von England, fuhr zu ihm herum und strafte ihn mit einem bitterbösen Blick. »Lucius! Wie könnt Ihr es wagen, mich immer derart zu erschrecken?«

Ohne sich vor seinem König zu verneigen, griff Lucius nach dem Weinkrug und schenkte sich etwas in einen Zinnbecher ein.

»Verzeihung, Sire, aber ich habe etwas zu berichten, das für Euch von Interesse sein dürfte.«

William stieß vernehmlich die Luft aus und stemmte die Hände in die Hüften, während sich Lucius mit dem Becher in der Hand auf einem Hocker niederließ, als wäre er zu Hause. Er schlug die Beine übereinander und hob das Kinn. Innerlich schüttelte er den Kopf über die spartanische Schlichtheit des königlichen Zeltes.

Der Hocker war nicht gepolstert, das Kohlebecken in der Mitte kam kaum gegen die Kälte an und das königliche Lager bestand lediglich aus ein paar Decken und Fellen auf dem Boden. Das ergab zwar Sinn, denn wenig Gepäck erleichterte die Gewaltmärsche durch England, aber Lucius hätte dennoch niemals freiwillig auf diverse Bequemlichkeiten verzichtet.

Der König selbst sah nicht viel besser aus als seine Einrichtung. Sein scharf geschnittenes Gesicht mit den ausgeprägten Kieferknochen und der viel zu langen Nase wirkte bleich, die tiefliegenden braunen Augen gerötet und sein Kettenhemd stumpf. Wie die meisten Normannen trug er das dunkle Deckhaar kurz und den Nacken kahlrasiert, was sein eckiges Gesicht zu stark betonte. Nichtsdestotrotz war William eine stattliche Erscheinung, dem man seine dreiundvierzig Jahre nicht anmerkte. Hochgewachsen und muskulös stand er vor Lucius, der sich in Gegenwart dieses Mannes wie ein dünner Grashalm vorkam. Wie gut, dass er in Wahrheit stärker war als jeder Mensch.

»Rückt mit der Sprache heraus. Was habt Ihr zu berichten?«, fragte William.

Lucius' Blick fiel auf eine schäbige Schale. »Oh, ist das etwa noch von Weihnachten?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, sprang er auf, griff in die Schale, schnappte sich das Gebäck und biss herzhaft hinein. Der König verdrehte die Augen. »Ihr könnt froh sein, dass Ihr mir einst das Leben gerettet habt, ansonsten hätte ich Euch schon längst eine Hand abschlagen lassen.«

Lucius lachte in sich hinein. Er liebte es, wenn die Menschen ihn mit solch einem Unfug bedrohten. Wie William wohl reagieren würde, wenn er sähe, dass ihm innerhalb kürzester Zeit eine neue Hand wachsen würde?

»Ich werde mich der Narrenfreiheit, die Ihr mir gewährt, als würdig erweisen, das schwöre ich Euch, Sire.« Er setzte sein charmantestes Lächeln auf.

William erwiderte es nicht, dazu schien er nicht fähig zu sein, aber in seine Augen trat ein warmes Funkeln. »Daran hege ich keinerlei Zweifel. Dennoch, Ihr seid erst außer Gefahr, wenn Ihr mir meine Frage beantwortet.«

Lucius schluckte die letzten Krümel hinunter. Auch wenn ihm diese Art von Nahrung nichts brachte, schätzte er sie.

»Von Northumbria ist nicht mehr viel übrig. Heute habe ich zwei Frauen getötet, eine wollte mir sogar frisches Brot anbieten, doch ich lehnte dankend ab und stach ihr meine Klinge ins Herz. Die andere brachte ich auf die gleiche Weise um und dann waren da noch zwei junge Mädchen, die ...«

Gebietertisch hob William die Hand. »Ja, ja, Lucius, genug davon. Das habt Ihr gut gemacht, sie haben nichts anderes verdient.«

»Es bereitete mir das höchste Vergnügen und ich habe schon ein paar Ideen für das nächste Dorf, ich könnte ...«

Dem König entfuhr ein genervtes »Lucius ...«

»Was ist los? Sagt nicht, die Schilderung von Grausamkeiten ist Euch plötzlich zuwider.«

»Nein, Ihr sprecht einfach nur zu viel.«

Lucius hob eine Augenbraue. »Dann wollt Ihr also nicht wissen, wer hinter der jüngsten Rebellion steckt?«

»Das habt Ihr herausgefunden?«

»Natürlich. Der Thane of Hillsbridge.«

»Nie von ihm gehört.«

Lucius stürzte den Inhalt des Bechers hinab und genoss das Brennen des Weines in seiner Kehle. »Ich auch nicht.«

William presste die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf. »Mein ganzes Leben lang versuchen meine Feinde schon, mir meinen Titel streitig zu machen und sie alle wollen stets meinen Kopf. Ich *musste* ein Exempel statuieren. Ich fürchte nur, dafür werden wir in der Hölle brennen.«

Lucius lachte sich ins Fäustchen. Wie die meisten Menschen in diesem Jahrhundert, war auch der König so herrlich besessen von seinem christlichen Glauben, dass es ein Leichtes sein würde, ihn damit zu manipulieren, selbst ohne übernatürliche Fähigkeiten. Lucius freute sich immer, wenn es ohne sie ging. Das gab ihm die Bestätigung, dass er Menschen auch unabhängig von seinem Dämonendasein nach seiner Pfeife tanzen lassen konnte - selbst die Könige. Außerdem verringerte das die Wahrscheinlichkeit, enttarnt zu werden. William mochte ihn schätzen, doch sollte er erfahren, dass er ein Dämon war, würde er sicher eine ganze Schar Dämonenjäger auf ihn hetzen. Deswegen musste Lucius darauf achten, nicht noch merkwürdiger zu erscheinen als ohnehin schon.

»Nun, was das betrifft ...« Er beendete den Satz nicht, grinste lediglich.

William hob eine Augenbraue. »Was führt Ihr im Schilde?«

Ruckartig sprang Lucius von dem Hocker auf und stellte den Becher geräuschvoll zurück.

»Es gibt da etwas, das wir für unser Seelenheil tun können.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Erzählt Ihr mir nicht kürzlich von einer Reliquie, die jemand aus der Abtei zu Westminster stahl?«

»Ja, ein Stück vom Gewand der heiligen Muttergottes. Weshalb fragt Ihr?«

Auf einer Truhe sah Lucius einen Kamm liegen. Ohne um Erlaubnis zu bitten, griff er danach, betrachtete sein Spiegelbild in der Waschschüssel und kämmte sich die Knoten aus dem Haar.

»Ich hatte letzte Nacht einen Traum. Ob Ihr es glaubt oder nicht, aber ich sah jene Reliquie in einer Kirche liegen, genauer gesagt auf einem Altar, der folgende Inschrift trug: *Selbst die Finsternis ist nicht finster in deiner Gegenwart und die Nacht leuchtet wie der Tag; Finsternis ist wie das Licht.*«

Nachdenklich legte William die Hand unter sein Kinn. »Das ist der Psalm 139, Vers 12.«

Lucius lächelte in sich hinein. William nahm ihm die Lüge offenbar ab. »Ich dachte mir, dass Ihr diesen Vers kennt. Ihr wisst nicht zufällig, in welcher Kirche sich dieser Altar befindet?«

Der König schüttelte den Kopf. »Ich fürchte nein.«

»Ich sah dort auch eine Frau. Eine Nonne, vermutlich eine Priorin oder eine Äbtissin.«

»Dann muss sich die Reliquie in einem Frauenkloster befinden. Meint Ihr etwa, dass Gott Euch diesen Traum gesandt hat?«

Lucius legte den Kamm beiseite, strich sich die Haare ein letztes Mal glatt und bemühte sich um eine ernste Miene. »Warum sonst sollte ich einen derart klaren Traum von einer Reliquie haben? Ich glaube, das ist ein Zeichen, Sire. Gott gibt uns eine letzte Chance, unsere Sünden durch eine gute Tat aufzuheben.«

»Ein Traum ...« Abermals schüttelte der König den Kopf. »Vielleicht würde ich Euch für verrückt halten, hätte ich nicht mit eigenen Augen gesehen, was Ihr 1066 in der Schlacht bei Hastings vollbracht habt.« William umfasste seinen Schwertgriff und dem entrückten Ausdruck in seinem Gesicht nach zu urteilen, durchlebte er die Eroberung Englands noch einmal. »Ich sehe sie

noch immer vor mir, diese fünf bärtigen, brüllenden Angelsachsen, die mich mit ihren gewaltigen Streitäxten umzingelten. Sie hätten mich in Stücke gehackt.« Der König zog sein Schwert ein Stück aus der Scheide, als wolle er in den Kampf ziehen. »Ich kannte in meinem Leben mehr Verräter als Freunde. Aber Ihr ... Ihr habt Euch als wahrer Freund erwiesen. Nie werde ich vergessen, wie Ihr mir zu Hilfe eiltet und es allein mit diesen Barbaren aufnahm. Die Hand eines Mannes, die so kämpft wie die Eure, kann nur von Gott geführt sein.« Als er Lucius ansah, lag ein feierlicher Ernst in seinen Augen. »Wenn Ihr einen solchen Traum habt, muss er wahrhaft ein göttliches Zeichen sein.«

»In der Tat, Sire. Ich bin überzeugt, Gott hat uns zusammengeführt, damit Ihr Euren Thron erhalten konntet. Doch er ist blutbesudelt, wie Ihr selbst erkannt habt. Finden wir die Reliquie und bringen sie nach Westminster zurück. Vielleicht können wir uns auf diese Weise der Gnade Gottes als würdig erweisen und entgehen dem Fegefeuer.«

Beim letzten Wort zuckte der König zusammen. Oh, wie dumm und berechenbar die Menschen seit dem Untergang des Weströmischen Reiches doch geworden waren. Sie glaubten alles, was man ihnen erzählte, besonders dann, wenn man Gott ins Spiel brachte. Selbst die Herrschenden und jene, die sich für gebildet hielten, hinterfragten nichts.

»Wir werden jedes einzelne Frauenkloster durchsuchen«, stimmte William ihm mit Nachdruck zu. »Ihr übernehmt das. Morgen brecht Ihr auf, ich gebe Euch Männer zur Verstärkung mit.«

Genau auf diese Antwort hatte er gehofft. Gewiss, er hätte sich auch allein auf die Suche begeben können, doch mit der Unterstützung des Königs würde es deutlich schneller gehen. William hatte mehr Männer als er und wer unter dem königlichen Banner ritt, konnte sich alles erlauben.

»Und der Thane, Sire?«

Der König winkte ab. »Eine schreckliche Tat mehr oder weniger wird auch keinen Unterschied mehr machen. Hillsbridge heißt er? Dann werdet Ihr in diesen Ort reiten, seine Halle niederbrennen, seine Pferde schlachten, seine Männer töten und mir seinen Kopf bringen.«

Williams Befehl erinnerte Lucius daran, warum er sich seit Jahrhunderten immer wieder in die Dienste von Königen stellte. Sie konnten seinen Hang zur Grausamkeit nachvollziehen, führten ständig Kriege und brauchten immer einen Mann fürs Grobe. Das bot Lucius die Möglichkeit, zu morden, ohne

Aufsehen zu erregen und Dämonenjäger anzulocken. Dennoch überraschte ihn die verdrehte Moral dieser Menschen immer wieder. Sie begingen schreckliche Verbrechen und flehten um Vergebung für ihre Sünden – im selben Atemzug.

Wenn er ehrlich war, war er selbst nicht besser. Auch wenn es nicht die Hölle war, vor der er sich fürchtete, sondern etwas viel Schlimmeres.

Kapitel 3

Auf dem Anwesen des Thane wütete das Fegefeuer. Von Vorfreude erfüllt, steckte Lucius die Blumen ein, die er gepflückt hatte und eilte zur Halle, während seine Männer die umliegenden Gebäude in Brand setzten und die Bewohner niedermetzelten. Die Wachen vor der Halle versperrten ihm mit ihren Speeren den Weg. Mit blitzschnellen Bewegungen aus dem Handgelenk schleuderte er zwei Messer auf die Männer und traf zielsicher ihre Kehlen. Er brauchte nur seine Hände auszustrecken und die beiden Wurfmesser kamen von allein zu ihm zurückgeflogen.

Anschließend trat er kräftig gegen das hölzerne Tor, bis einer der Flügel knarzend aufschwang. Sechs Männer standen mit Tonbechern in den Händen an einem knisternden Feuer. Einer von ihnen war ein überraschend junger Mann, nicht älter als sechzehn oder siebzehn. Er trug eine schlichte Tunika in einem auffallenden Weinrot. Ein edles Schwert steckte in einer reich verzierten Scheide an seinem Gürtel. Das musste der Thane sein. Aus dem Augenwinkel sah Lucius, wie sich ein kleiner Junge hastig unter einem Tisch versteckte. Er konnte ihm keine weitere Beachtung schenken, denn die Housecarls zogen umgehend ihre Schwerter.

»Tretet zurück oder wir werden Euch töten!«, brüllte ihm ein hochgewachsener Rotschopf in miserablen Französisch entgegen.

Lucius lachte auf, er konnte es nicht unterdrücken. War die Situation überhaupt lustig? Er war sich nicht sicher. Letztendlich wusste er nur, dass er Blut vergießen wollte. Sofort. Betont langsam zog er seine Klinge aus der Lederscheide und hielt sie empor wie ein siegreicher, römischer Feldherr seinen Lorbeerkranz.

»Sechs tapfere Recken, vereint in ihrem Kampf für die Freiheit gegen den grausamen Unterdrücker«, höhnte Lucius. »Die perfekte Geschichte für ein neues Heldenlied. Nun, lasst uns sehen, was siegt: das Gute oder das Böse.«

»Lauft!«, rief der Rotschopf dem Thane zu, welcher der Aufforderung ohne zu zögern nachkam. Was für ein Feigling. Kaum war er durch die Hintertür verschwunden, ging das Gemetzel los.

Brüllend stürmte der Rothaarige auf ihn zu, verstummte jedoch prompt, als Lucius' Schwert seine Brust durchbohrte. Blitzschnell wirbelte er herum, schwang die Sichel wie eine Sense und schlug den Kopf des zweiten Mannes

ab. Eine Blutfontäne schoss aus der Wunde. Mit einem Kriegsschrei griffen ihn die anderen an, doch Lucius war schneller als sie alle zusammen.

Pfeilschnell steckte er sein Schwert weg, zog erneut seine Wurfmesser und tötete sie auf die gleiche Weise wie die Wachen am Eingang. Gurgelnd fielen sie auf die Knie und noch ehe sie auf dem Boden aufschlugen, hielt Lucius längst sein Schwert wieder in der Hand, um den Griff ins Gesicht des fünften Mannes zu schmettern. Mit einem ekelerregenden Knirschen brach seine Nase. Sein gellender Schrei hallte von den Wänden wider und verstummte abrupt, als Lucius ihm den Todesstoß verpasste.

Fehlte nur noch der Thane. Lucius hastete zum Hintereingang, durch den der junge Mann verschwunden war, und riss die Tür auf. Zu seiner Verwunderung führte sie nicht in den Hof, sondern in einen verwinkelten Gang, von dem weitere Türen abzweigten. Er schloss die Augen und konzentrierte sich auf sein übernatürliches Gehör, bis er die Geräusche in der unmittelbaren Umgebung ausblenden und jene wahrnehmen konnte, die weiter entfernt waren. Er hörte den abgehackten, rasselnden Atem eines Mannes zu seiner Linken, dazu das Hallen seiner schnellen Schritte auf einem steinigen Untergrund. Eine Fackel zischte und Wasser tropfte zu Boden. Das klang nach einem unterirdischen Gang.

Lucius öffnete die Augen und ließ den Blick zu jener Tür schweifen, durch die die Geräusche drangen. Mühelos trat er sie auf und erblickte eine Leiter, die schmal und steil in die schwarze Tiefe hinabging. Ein modriger Geruch waberte ihm entgegen. Die Fackeln an den Wänden waren gelöscht worden. Offenbar hatte der Thane nur eine einzige für sich selbst mitgenommen. Dieser Narr. Ob mit oder ohne Licht, er sah alles klar und deutlich vor sich. Immer noch mit gezogenem Schwert kletterte er die Leiter hinab und rief in die Dunkelheit: »Prägt Euch den Anblick der kahlen, dunklen Wände ein, Thane. Es wird das Letzte sein, was Ihr seht!«

Die letzten drei Sprossen übersprang er und landete in einer Pfütze. Übelriechendes Wasser spritzte ihm auf die Kleidung. Lucius rümpfte die Nase und sah sich um. Vor ihm erstreckte sich ein schmaler Gang, an dessen Ende ein orangenes Licht glomm, das blasser wurde und letztlich vollständig verschwand. Der Thane war also noch nicht weit gekommen.

»Bleibt stehen, Thane, ich hole Euch so oder so ein, seid versichert!«

Mit diesen Worten schritt er den Gang entlang. Ratten huschten raschelnd an ihm vorbei und die Luft wurde zunehmend stickiger. Auch wenn er in der

Die Autorin

Nina Nemesia, Jahrgang 2000, lebt in einem kleinen Dorf in Bayern. Durch ihr Psychologiestudium interessiert sie sich sehr für menschliche Abgründe und zwischenmenschliche Probleme, was oft wesentlicher Bestandteil ihrer Werke ist. Auch ihre Begeisterung für Geschichte und historische Settings fließt in ihre Bücher ein. Neben dem Schreiben fotografiert sie leidenschaftlich gerne und sammelt antike Kleidungsstücke.

Nachwort & Danksagung

Obwohl dies ein Fantasyroman ist, habe ich versucht, mich so genau wie möglich an die historischen Details und Überlieferungen zu halten, immerhin ist das Setting nicht erfunden, sondern eine reale mittelalterliche Welt. Dennoch ist dieses Buch keine Geschichtsschreibung und ich habe mir auch abgesehen von dem übernatürlichen Teil künstlerische Freiheiten erlaubt.

Da Lucius natürlich eine fiktive Person ist, kann er nicht das heliozentrische Weltbild erforscht haben, schon gar nicht im 11. Jahrhundert. Die Vorstellung von der Erde als Zentrum des Universums wurde im 16. Jahrhundert durch Nikolaus Kopernikus aufgegeben und erst im 17. Jahrhundert fand man durch Isaak Newtons Gravitationsgesetz heraus, dass sich die Planeten nicht auf kreisförmigen Umlaufbahnen, sondern auf Ellipsen bewegen. Aus diesem Grund habe ich dafür gesorgt, dass Lucius' Forschungen auf Ablehnung stoßen und nicht anerkannt werden, sodass sie zwangsläufig in Vergessenheit geraten und neu entdeckt werden müssen.

In der Tat war das mittelalterliche Europa eine dunkle Epoche für die Wissenschaft, sodass mir die Reaktion der Menschen auf Theorien, die nicht ihren religiösen Überzeugungen entsprechen, nur logisch erscheint. Lesen und schreiben konnten meist nur Geistliche, selbst Adelige und Könige waren dessen oft nicht mächtig. Die Errungenschaften antiker Denker waren entweder in Vergessenheit geraten oder sie wurden als »heidnisch« abgelehnt.

Der ein oder andere Begriff aus der Psychologie war zu der Zeit natürlich ebenfalls nicht bekannt und auch hier habe ich mich bemüht, ihre Verwendung zu vermeiden. Manchmal habe ich mich aber entschieden, sie trotzdem zu benutzen, um den Text nicht unnötig kompliziert zu gestalten.

Dieses Buch würde ohne die Hilfe gewisser Personen nicht in dieser Form existieren. Mein besonderer Dank gilt meiner Schwester und einem Freund, die mich während des gesamten Schreibprozesses mit ihren Ideen und ihrem Feedback unterstützt haben und diese Geschichte mit ihrem Blick für Details verfeinern konnten. Auch meinen Eltern möchte ich an dieser Stelle danken, dafür, dass sie immer an mich glauben und mich bei allem, was ich tue, unterstützen.

Weiterhin danke ich Jana-Marie. Sie war eine der ersten Personen, welche die Rohfassung dieses Romans gelesen und durch ihr Feedback bereichert haben.

Einen mindestens genauso großen Dank verdienen auch die folgenden Personen:

Die liebe Giusy, die dieses traumhafte Cover erstellt und mich in ihren Weltenbaum Verlag aufgenommen hat. Ihre E-Mail mit der Zusage erreichte mich an meinem Geburtstag. Hätte es ein besseres Timing geben können?

Meine Lektorin Jenna. Die Zusammenarbeit mit ihr war eine wertvolle und bereichernde Erfahrung für mich. Ihre Kritik, ihre Tipps und ihr Lob hätte ich nicht missen wollen.

Meine Korrektorin Hannelore, die für ein fehlerfreies Leseerlebnis gesorgt hat.

Und zu guter Letzt danke ich allen Lesenden. Danke, dass ihr diese Geschichte bis hierhin gelesen habt, das bedeutet mir unheimlich viel.

Table of Contents

[Sensible Inhalte](#)

[Prolog](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)